



Corona-Newsletter 2020-06 (im Dezember 2020)



Preisträger
ITB Buch Award
Botswana / Luangwa

Liebe Afrikafreunde,

2020 geht dem Ende entgegen, und das ist gut so.

Dieses Jahr hat an allen gezehrt und Gewissheiten, die wir bis dahin hatten, in Windeseile über Bord geworfen. Corona hat die gesamte Welt gebeutelt und noch immer fest im Griff – mit offenem Ausgang.

Zur Jahreswende blickt man ja traditionell erwartungsfroh mit neuen Ideen und guten Vorsätzen nach vorn, in die Zukunft. Doch diesmal ist alles anders. Für viele erscheint die nahe Zukunft eher unsicher und besorgniserregend, und deshalb möchten wir dieses herausfordernde Krisenjahr 2020 heute nicht mit Hiobsbotschaften, sondern mit einem vergnüglich-schmunzelnden Blick in die Reise-Vergangenheit beenden.

Kennen Sie Alfred E. Johann? Den erfolgreichsten Reiseschriftsteller Deutschlands, der in 60 Weltreisejahren über 80 Bücher mit einer Gesamtauflage von ca. 20 Millionen Exemplaren geschrieben hat?

Wir verabschieden 2020 mit einem Afrika-Reiseerlebnis Alfred E. Johanns aus der Zeit 1938/1939, welches auch mehr als 80 Jahre später unglaublich treffsicher, amüsant und aktuell geblieben ist. Es geht um eine vermeintliche Luxussafari von Johannesburg über die Viktoriafälle bis an den Njassasee – eine „Mobile Safari“, wie sie auch heute noch vielfach angeboten wird.

Dass wir diesen Beitrag aus dem Buch „Groß ist Afrika“ im Newsletter zum Jahreswechsel veröffentlichen dürfen, verdanken wir der freundlichen Genehmigung durch den Urheberrechtsinhaber Herrn Mathias Wittlinger und der wohlwollenden Unterstützung durch Herrn Rudi Zülch, Vorsitzender der A. E. Johann-Gesellschaft (www.a-e-johann.de). Eine Weiterverbreitung dieses Beitrags durch Dritte ist daher nicht erlaubt. Der Text wurde weitgehend in seiner Originalschreibweise belassen, nur geringfügig gekürzt, und wir bitten unsere Leser, diesen im Kontext seiner Zeit zu verstehen – nicht als politisches Statement, sondern als eine pointierte historische Reisebeschreibung.

Wir wünschen Ihnen allen Gesundheit und Zuversicht für das neue Jahr und verabschieden uns mit den weisen Worten von Karl Valentin:

- Hoffentlich wird es nicht so schlimm, wie es schon ist -

Hupe Verlag-Newsletter 2020-06

***Besichtige Afrika mit allem Komfort.
Reise in funkelnagelneuen, luxuriösen Limousinen durch die Wunder des dunklen Kontinents!
Warum mit Kochen und Zeltbau sich ärgern?
Reise mit uns und du wirst nur die Freuden des Campierens erfahren.
Fröhliche Gesänge ums Lagerfeuer!
Die bequemen Zelte sind aufgeschlagen, wenn du am herrlich gelegenen Nachtlager ankommst!
Ein erstklassiger Küchenchef sorgt für dein leibliches Wohl.
Kalte und warme Bäder warten auf dich.
Erfahrene Führer erklären die Geheimnisse der durchreisten Landschaft.
Bequeme Zeltbetten! Elektrische Lichtenanlage.
Erfahrene vorsichtige Schöfföre!
Stehe erschüttert vor Cecil Rhodes' Grab in den wildromantischen Matobobergen, bestaune die einzigartigen Victoriafälle, erschauere in den Wildnissen Nordrhodesien, bade in den klaren Fluten des Nyassa Sees, enträtsele die Ruinen von Zimbabwe, des Ophirs der Alten.
Erhole Dich wie du Dich nie erholt hast. Für ganze 35 Pfund.***

Oben: Anzeige in einer Johannesburgurer Tageszeitung

Hahaha, machte ich, als ich das gelesen hatte, die gute alte Autoreisegesellschaft nimmt aber den Mund tüchtig voll – kalte und warme Bäder, womöglich noch Luxus-Toiletten mit dezent parfümierter Wasserspülung, erstklassiger Küchenchef – ha, kocht Löwenbraten mit Elefantenrüssel in Essig als Nachtisch. Schierer Bluff; die sind verrückt geworden. Wie das Campieren im Busch aussieht, das wusste ich besser. Kalte und warme Bäder, das wurmte mich besonders, wo ich manchmal froh war, wenn ich genug Wasser für den Kühler hatte. Ist ja heller Unsinn! Die Zeitung flog in den Papierkorb, und ich wandte mich meiner vernünftigen Tagesbeschäftigung zu.

Aber der Stachel saß mir im Fleisch. Mann!
Kalte und warme Bäder und beinahe 5000 km Reise! Wenn das stimmte!
Da solltest du dich anschließen und alle Freuden ohne die Leiden des Campierens in der Wildnis genießen. Wo wohnt denn übrigens diese Gesellschaft – hm, gar nicht weit vom Hotel, nur um ein paar Ecken herum. Man könnte sich ja einmal erkundigen, ganz unverbindlich natürlich!
35 Pfund ist wirklich nicht zu viel verlangt für eine so lange Fahrt!

So stand ich denn bald vor dem Schaufenster der Gesellschaft und sah mir lustig bunte, viel versprechende Prospekte an. Mein Auto konnte ich mir ja nachsenden lassen. Ich erkundige mich nach den Frachtsätzen; die waren durchaus erträglich. Die Sache sah immer verlockender aus. Erfahrene Mechaniker begleiten die Safari, die „Luxus Safari“ bitte!

Hupe Verlag-Newsletter 2020-06

Man braucht sich also nicht mit Motoren und Schubstangen abzuergern, braucht sich nicht mit Schmierfett und Öl und Benzin zu bekleckern – wirklich traumhaft. Beinahe zu schön, um wahr zu sein!

Und eh ich mich dessen recht versah, stand ich eines schönen Tages vor dem Ladentisch der Gesellschaft „Luxus Safari“ in Johannesburg und buchte meinen Namen als Teilnehmer der Safari zum Nyassasee. Der Tag der Abfahrt rückte näher und näher. Die Zeitungen waren voll von Vorschusslorbeeren. Ein neues Zeitalter des Reisens sollte mit diesen Safaris eingeleitet werden. Ich konnte mich also als Pionier einer neuen Sorte von Globetrotter fühlen. Die Brust schwoll mir vor Stolz.

Am Morgen der Ausreise verfügte ich mich zum angekündigten Startplatz inmitten des brausenden Johannesburger Großstadtgetriebes – damit es mehr auffiel natürlich – und sah mich einem undurchdringlichen Gewimmel von Autos, Droschken, Polizisten, Lastwagen, Fotoreporter, fanatisch auf Safari zurecht gemachten Reisegefährten gegenüber, durch die ich mir mit meinem Gepäck nur schwer einen Weg zum Büro bahnen konnte.

Dort hatten sie schon auf mich gewartet. Der Manager begrüßte mich würdevoll. *„Ihre Limousine trägt die Nummer 12. Wollen Sie bitte einsteigen. Ihr Schofför wird Ihr Gepäck verstauen.“*

Ich tat artig wie mir geheißen. Und begrüßte höflich meine Auto Gefährten, die schon Platz genommen hatten. Bald setzte sich die lange Wagenschlange mit lautem Gehupe und unter aufgeregtem Gewinke, lebhaftem Kamerageknatter und völlig stockendem Zivilverkehr in Bewegungen. Lustig flatterten die Autowimpel.

Ich war überwältigt von all dem Safari-Start-Trubel und kam erst wieder langsam zu mir, als wir auf guter Asphaltbahn ins offene Land hinausbrausten, begierig der Dinge, die da kommen sollten, vor allem begierig, wie sie das mit den warmen Bädern unterwegs einrichten würden!

Zunächst ließ sich alles herrlich an; wir rollten in schneller Fahrt durch Pretoria. Ich erhaschte einen Moment den Anblick des kleinen, einstöckigen Hauses, in dem der einstige Burenpräsident Paul Kruger gewohnt und für ein paar Jahre den kurzen Unabhängigkeitstraum seiner von England freien Burenrepublik Transvaal regiert hatte, bis ihn sein großer Gegenspieler Cecil Rhodes nach gut englischer Methode gerissen und listig eingekreist hatte. „Ohm Kruger“ starb steinalt fern der Heimat. Die braven Engländer, sagen mir die beiden Eheleute – Buren aus Kapstadt – die im selben Auto wie ich sich auf Luxus Safari begeben haben, können natürlich in ihrem *„vom Hochmut verklebten Gehirn“* – schön burisch deutlich, nicht wahr? – keineswegs begreifen, dass es Völker und Staaten vorziehen, sich schlecht und recht selbst zu regieren, als sich von einem gelangweilt im Oxford-English dahin nöselnden, weit überbezahlten Kolonialbeamten wie eine Schar Minderbegabte gängeln zu lassen. *„Außer ihrer eigenen Gott gewollten Vollkommenheit können die Engländer ja überhaupt nichts begreifen!“*, sagt Minjheer van Gelderen, mein Reisekamerad aus Kapstadt, und unser Fahrer, auch ein kräftig nationalgesinnter Bur, Piet Avelaar geheißen, beschließt diese Feststellung mit den lapidaren Worten: *„Die Räuber sollen sich zur Hölle scheren!“*

Hupe Verlag-Newsletter 2020-06

Unweit des kleinen Städtchens Pietersburg hielten wir auf dem kahlen Rücken eines Höhenzuges. Wollten die erfahrenen „Safari-Leiter“ etwa hier das Lager aufschlagen? Das konnte ich mir nicht denken. Wer wird so verrückt sein, auf einem Hügel, über den der kalte Nachtwind ungehindert fegen kann, ein Lager aufzuschlagen, wo es weder Wasser noch Feuerholz gibt, wo man bei jedem Schritt Staubwolken aufwirbelt, denn das dürre Gras ist von den Staubschwaden der vorbeifliegenden Autos dick überpudert mit feinem, durchdringenden Sand. Und doch hatte der Safari-Leiter beschlossen, hier zu kempieren. Meine Achtung vor seiner Erfahrung sank auf Null, und meine Achtung vor seiner Höflichkeit noch tiefer, als ich hörte, wie einige bescheidene Anfragen von Passagieren, ob es sich nicht besser feldein außerhalb des Staubes kempieren ließe beantwortete. Er sagte kurz: „*Dafür sind wir eben auf Safari*“.

Heiliger Brahma, dachte ich, wenn der unerfahrene Kerl alle Einwendungen mit dieser Bemerkung abspießt, dann steht uns ja allerhand bevor. Aber die älteren Damen und Herren aus Südafrika, Australien, Argentinien, England, USA und Schottland, aus denen sich unsere landkartenbunte Reisegesellschaft zusammensetzte, waren natürlich alle auf das Wort Safari geflogen, romantischen Gefühlen folgend, die sie sicherlich schon lange im Busen hegten.

Von fertig aufgestellten Zelten keine Spur! Wenn man nicht auf der blanken Erde liegen wollte, musste man sich seine Betten und Matratzen selber von den Lastautos klaben. Mir machte das weiter nichts aus, ich war diesen Kummer gewöhnt. Aber so eine arme wildnissüchtige Bankiersgattin, wie sie wohl zu einem guten Dutzend den Autos in aufregenden Strandhosen entstiegen – das Elend der Bankiersgattinnen, um die sich zum ersten Mal in ihrem Leben niemand kümmerte, denn jeder hatte mit seinem eigenen Kram genug zu tun – oh, das Elend der Bankiersgattinnen schrie zum Himmel, als sie sich vergeblich mit widerspenstigen Kampbetten und dicken Koffern abmühten. Manche trugen durchbrochene Strandschühchen, durch die das harte, staubige Gras sie erbarmungslos in die zarten Füßchen stach; nicht einmal zum Pudern kamen sie mehr, und das ließ tief in ihre gebrochenen Herzen blicken.

Unten: Typische Szenen eines Mobile-Safari-Camps



Hupe Verlag-Newsletter 2020-06

Der Koch tobte laut und grimmig mit den schwarzen Boys, dem Leiter und den Schoffören herum, und der sich langsam zum Sturm steigende Wind blies die beiden freundlich in die Gegend gepflasterten spitzen Zeltchen, an denen vielsagend ein Täfelchen „Ladies“ und ein anderes „Gentleman“ klapperte, einfach über den Haufen. Um 9 Uhr endlich gab es Abendbrot. Mit reichlich Staub zum Magen reinigen gewürzt, und dann kroch alles gedrückt und frostig in die lockeren Zelte, um eine grimmig kalte Nacht zu durchfrieren. Als ich bei Anbruch der Dämmerung Umschau hielt, lag dicker Reif auf den Autodächern. So was nennt sich sonniges Afrika.



Oben: A. E. Johanns Nachtlager in der Namib (© Mathias Wittlinger)



Oben: So sehen die Safarifahrzeuge heute aus



Verstört, zuzusagen mit unsichtbaren Eiszapfen behängt, kauerten die Bankieusen in den Zelten, kaum vorbereitet auf die weiteren Überraschungen, die über sie hereinbrechen sollten.

Der Morgen nach der ersten Safari Nacht war grimmig kalt. Ich stand im Wintermantel am Feuer, wo der Koch schon für 70 Personen den Haferbrei kochte. Langsam regte es sich in den Zelten. Eine verschlafene Dame, die nach der verfahrenen Nacht längst nicht mehr damenhaft aussah, obgleich sie in einem geradezu unwahrscheinlich rosenrot geblühten Morgenrock gehüllt war, hatte sich offenbar ein Herz gefasst, kam zu dem Safari-Leiter und fragte mit dem selbstverständlichsten Gesicht von der Welt: „Wo ist bitte der Baderaum? Ich möchte ein warmes Bad nehmen“. Ich hatte die Existenz des zugesagten Baderaums gar nicht in Erwägung gezogen. Diese erfahrenen „Safari-Helden“, die nicht einmal ein Toilettenzelt so fest aufstellen konnten, dass es einem nicht unversehens über dem Kopf zusammenbrach, hatten sich am Abend zuvor so unfähig gezeigt, auch nur etwas Ordnung in das allgemeine Durcheinander zu bringen, dass ich längst beschlossen hatte, die Safari für einen aufgelegten Schwindel zu halten. Der Safari-Leiter sah die wissbegierige Dame

Hupe Verlag-Newsletter 2020-06

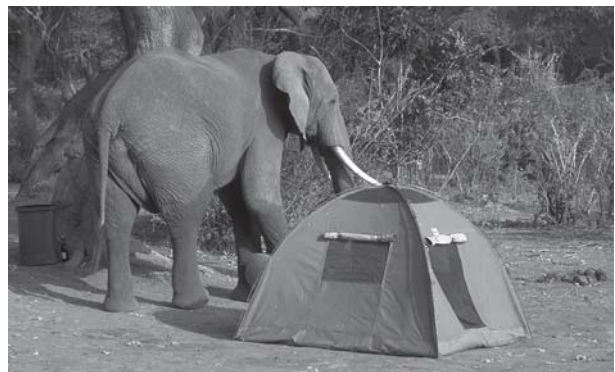
verächtlich an, sein Grinsen war äußerst unsympathisch: „Baderaum? Was denken Sie sich eigentlich? Baderaum gibt's hier nicht. Dafür sind wir auf Safari!“. Die Dame, so schlechte Behandlung wohl kaum gewöhnt, drehte sich um, wie sie gekommen war, und verschwand wieder in ihrem Zelt.

Ich sagte zu dem Leiter und ein paar Fahrern, die sich inzwischen eingefunden hatten: „Ihr seid ja eine süße Lügenblase“. Sie erhoben keinen Widerspruch; sie waren nicht so schuldig wie der Unternehmer in Johannesburg, den ich viele Dutzend Male zu allen Teufeln wünschte. Obgleich ich mich nicht wenig ärgerte, hereingefallen zu sein, entschloss ich mich schließlich doch, das ganze als eine tragikomische Erfahrung anzusehen, und zwar keine gute, aber immerhin eine bittersüße Miene zum bösen Spiel zu machen.

Ich griff mir eine Waschschüssel, drehte den Hahn am Wasserfass auf, goss mir einen ordentlichen Schwung vom heißen Teewasser hinzu, worauf der dicke Koch ein wütendes Geschrei erhob. Ich nahm mir gerade deshalb – bei solchen Gelegenheiten packt mich immer eine besinnungslose Tapferkeit – noch einmal einen gehörigen Schwung Teewasser, stellte meine Schüssel auf die Stoßstange des nächsten Autos und begann mit aller Wollust mir in der klaren Morgensonne die Stoppeln abzukratzen.

Die armen Passagiere, denen es inzwischen dämmern musste, dass sie zu ihrem schweren Geld auch noch tüchtig zu schufteten hätten, machten sich daran, ihre Schlafsachen zu packen, Bettgestelle zusammenzuklappen, Zeltplöcke auszureißen, den Tisch zu decken, und es hätte nicht viel gefehlt, dass sie in ihrem auf den Trab gebrachten Safari-Eifer auch noch die Autos gewaschen hätten. Nach endloser Wartereie gab es angebrannten Porridge, verschmorte Würstchen und dazu Tee, der nach Seife schmeckte. Inzwischen verhedderten sich die armen Fahrer, die genauso wenig Erfahrung in der Wildnis hatten wie die meisten Passagiere, in Zeltstricke und Segeltuch, und brachten nur mit Ach und Krach den ganzen Safari-Plunder wieder auf die Lastautos. Die erfahrenen „Wildnis-Fahrer“ waren samt und sonders Taxischöfföre aus Johannesburg, wo genau soviel Wildnis vorhanden ist wie zwischen dem Potsdamer Platz und dem Spittelmarkt. Um halb elf Uhr endlich waren wir startbereit.

Unten: Auf Safari: Kochen am offenen Feuer; eindrucksvoller Größenvergleich





Hupe Verlag-Newsletter 2020-06



Oben: Kolonialambiente statt Staub im Zelt

Wer da weiß, dass es am schönsten ist, früh morgens zu fahren, dem dreht sich das Herz im Leibe um. Natürlich musste dann, wenn man die notwendigen 350 km pro Tag schaffen wollte, gefahren werden, dass die armen Autos auf den jämmerlichen Straßen in allen Fugen krachten. Und dieser Zauber wiederholte sich nun Tag für Tag.

Die romantischen Träume der Safari Passagiere zerstoßen in alle staubigen Winde, und wann immer es möglich war, zog ein großer Teil von ihnen ins nächste Hotel, um sich dort den Straßendreck abzuschwemmen und erträglich zu schlafen. Und für das ganze Vergnügen hatte man obendrein noch 35 Pfund gezahlt, der Kaufkraft nach immerhin 700 Mark! Doch nun genug davon. Nichts mehr, Freunde, von diesen Tönen!

Endlos dehnt sich der afrikanische Busch. Von Nord-Transvaal her durchzieht er als ein dichter Filz ganz Süd- und Nordrhodesien, das Betschuanaland, einen großen Teil des südlichen Angola, Nyasaland, weite Strecken in Mozambique und reicht durch die breite Mitte unseres Deutsch-Ostafrika bis zum finngekrönten Kilimandscharo und nordwärts noch weit darüber hinaus. Von der unbeschreiblichen Eintönigkeit dieser Landschaft kann man sich kaum eine Vorstellung machen. Wie schön ist das alte Europa dagegen. Wo man alle paar Meilen ein lustiges Städtchen oder ein gemütliches Dorf durchfährt! Wenn der Busch wenigstens grün wäre, wie bei uns ein frischer Wald, dann könnte man ihn sicher tagelang durchfahren, ohne seiner müde zu werden. Wie schön sind die unendlichen rauschenden Wälder und flüsternden Buschgebiete Kanadas. Du fühlst dich eingetaucht in ein kühles, tiefes grünes Meer, das du nur ungern wieder verlässt.

Unten: Afrikanischer Mopanewald in der Trockenzeit

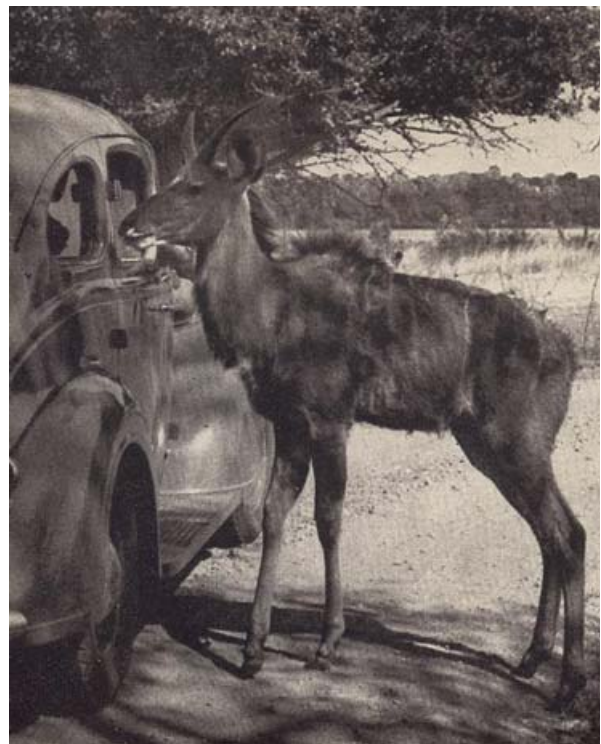




Hupe Verlag-Newsletter 2020-06

In Afrika ist das anders: Wenn alles grün ist und saftig, herrscht die Regenzeit, und in der Regenzeit kann man nicht reisen, weil die Straßen teils geschlossen, teils in unzählige Sumpflöcher verwandelt sind. In der Trockenzeit, in der man ungehindert fahren kann, ist der Busch dünn und dürrtig, in ein tristes, stumpfes, trockenes Braun gekleidet, das einem bald zum Überdruß wird. Dazu fängt er in der zweiten Hälfte der Regenzeit auch noch überall zu brennen an, teils unfreiwillig, teils mit Absicht von den Afrikanern angesteckt. Die glauben nämlich, dass das Gras nach dem ersten Regen besser wächst, wenn zuvor der Busch verbrannt worden ist.

Über die ganze Landschaft, so weit das Auge reicht, bis zu den dunstig verhangenen Horizonten, breitet sich dann der Holzrauch, und die Kleider, das Brot, die Haut selbst nehmen diesen süßlichen Brandgeruch an. Dann durchwaltet den Busch nicht nur die Dürre – schwarz und hässlich rascheln das halb verbrannte Gras und das erstorbene Laub an den halb verkohlten Stämmen. Niemals bekommt man Wild zu sehen, es sei denn in den Reservaten, wo es die Scheu vor dem Menschen verloren hat, und wo die Zebras, die Hartebeeste, die Giraffen ihre Köpfe ins Autofenster stecken.



Oben: Ein Kudu lässt sich von A. E. Johann mit Zucker füttern (© Mathias Wittlinger)

Auf der ganzen Safari ist uns kein Wild außer einem halben Dutzend Schlangen über den Weg gelaufen. Man kann durch ganz Afrika fahren und nichts vom Wilde ahnen, wenn man es mit dem nötigen Ungeschick anfängt, worin der Safari-Leiter, der bald „Blitzableiter“ getauft wurde, weil er die unzähligen Beschwerden der Passagiere ungerührt in die Erde sausen ließ, eine wahre Meisterschaft entwickelte.

Inzwischen waren wir über den Limpopo nach Bulawayo gelangt, wo wir wie in allen größeren Städten auf der Reise natürlich am Sonntag durchfahren, damit man sich nichts kaufen konnte, um nicht aus der Safari-Übung zu kommen.

Bei Bulawayo sollte der erste Glanzpunkt der Reise erreicht werden. Das Grab Cecil Rhodes', des Vaters der beiden Rhodesien und mancher anderer, ebenso wenig entwickelter Gebiete. Es liegt in den Matopobergen, einer romantischen Felsenwildnis. Allerdings die Aussicht von dieser mäßigen Höhe „Worlds View“, ist reichlich übertrieben. In Afrika allein gibt es 100 großartigere, sie sind nur nicht so heftig annonciert worden wie die

Hupe Verlag-Newsletter 2020-06

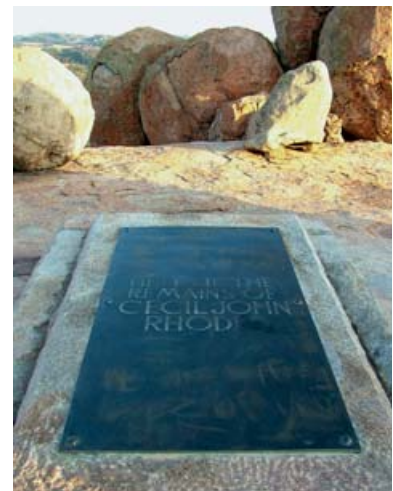


Oben: Cecil Rhodes

Matopos. So rollten wir also in Staub und Dreck zu der Stelle, wo der Anstieg zu dem Grabe des größten Engländers in Afrika begann. „Ziemlich steil“, sagte Herr van Gelderen, den der tote Brite wenig zu rühren schien, und Frau van Gelderen nahm unsere Mittagsstullen, die sich die Passagiere selbst zusammen zu klaben hatten, mit zum Grabe des toten Mannes, wo wir sie in Eintracht verzehrten.

Überhaupt konnte ich mich eines tiefen Mitgefühls mit Cecil Rhodes nicht erwehren, den man in einem Felsen hinein gesenkt und dann auf der Brust mit einer schweren Kupferplatte beschwert hat, auf der nichts weiter steht als „Cecil Rhodes“.

Da hat er sich nun selber diesen Platz gewählt, um in einsamer, großartiger Felsenwildnis dem



Oben: Rhodes' Grab in Matopos

Jüngsten Gericht entgegenzuschlafen, ungestört und ruhig. Stattdessen trampeln ihm nun in der Reisezeit täglich Dutzende von schwatzenden Touristen auf dem Kopf herum. Mich machte es so missmutig, wie da mit dem letzten Schlaf eines bedeutenden Mannes Schindluder getrieben wurde, dass auch nicht die Spur einer Ergriffenheit in mir aufkommen wollte.

Ich war froh, als es weiter ging durch Staub und Hitze, und Herr van Gelderen den letzten Börsenwitz aus Kapstadt vom Stapel ließ. Solche Witze konnte Herr van Gelderen drei Stunden hintereinander erzählen.

Aber mit Löwen hatte er nichts im Sinn. Wir waren nämlich langsam in so gottverlassen einsame Gegenden

geraten, dass die Safari-Negerlein sich morgens weigerten, aus dem Busch Feuerholz zu holen, wenn nicht ein Weißer mit geladenem Gewehr sie begleitete.

Herr van Gelderen kolportierte alle Gerüchte, die wir in reicher Zahl unterwegs aufschnappten. Da hätte ein Gepard drei Hühner entwendet, dort hätte eine Hyäne, die ja bekanntlich furchtbarere Gebisse als Löwen und Leoparden besitzen, einem schlafenden Afrikaner unversehens den rechten Arm abgebissen und sei mit dem schwarzen Glied im Rachen langsam und drohend durch den Negerkral geschritten, sodass die verängstigten Schwarzen sich drei Tage nicht mehr aus den Hütten trauten, denn Hyänen werden von den Schwarzen mit abergläubischer Scheu betrachtet. Wohl wegen ihres in der Tat grässlichen, Mark und Bein

Unten: Tüpfelhyäne



Hupe Verlag-Newsletter 2020-06

durchdringenden Hohngelächters – als Gelächter kam es mir deutlich vor, als ich es zum ersten Male aus der dunklen Steppe gellen hörte. Der Hyänengestank (gerochen habe ich ihn allerdings noch nie! Vielleicht stinken sie gar nicht!), ihre drohende, merkwürdige Mähne, ihre heimtückischen Überfälle auf Kinder und Schlafende machen diese wenig erfreulichen Mitglieder der afrikanischen Tierwelt bei den Afrikanern gefürchteter als Löwen oder Leoparden, die sozusagen ehrliche Kämpfer sind und sich einem Angriff stellen. Herr van Gelderen hielt uns immer auf dem Laufenden, wie viele Meilen außerhalb dieser oder jener Siedlung wir auf Löwen zu rechnen hätten, und wie viele Schafe und Rinder sie in der näheren Umgebung auf dem Gewissen hätten. Unserem Fahrer, den guten Piet, und seinen Kollegen behagte diese aufdringliche Löwennachbarschaft gar nicht. Sie mussten nämlich des Nachts, wenn alles schlief, das Lager bewachen. Und Johannesburg Taxischofföre zeigen sich genauso wenig auf nächtliche Begegnungen mit diesem grimmigen Königen der Steppe erpicht, wie es wahrscheinlich Berliner oder Breslauer im gleichen Falle wären. Zur Schande Afrikas aber muss gesagt werden, dass wir außer zwei mageren Schakalen überhaupt kein Raubzeug zu Gesicht bekamen.

Manche der Passagiere, die sich offenbar vorgestellt hatten, dass im afrikanischen Busch die Löwen so dicht gesät seien wie bei uns die Spatzen und genauso reizend aus der Hand fräßen, zeigten sich äußerst unangenehm enttäuscht. Da hatten sie sich nun breite Burenhüte und Tropenhelme, männliche Cordhosen und gewaltige Ledergürtel, offenherzige Jägerhemden und Moskitostiefel gekauft, um den Gefahren der Wildnis zünftig gekleidet zu trotzen, und nun wollten sich diese teils heimlich ersehnten und ebenso heimlich gefürchteten Gefahren durchaus nicht einstellen.

Unten: Erfolgreiche Jagd





Hupe Verlag-Newsletter 2020-06

Und doch musste das Land ringsum von wildem Leben erfüllt sein wie seit Urzeiten. Auf der Fahrt von Lusaka nach Fort Jameson durch den einsamen Süden von Nord-Rhodesien – eine hohe, tief zerrissene Gebirgskette muss auf halsbrecherischen schmalen Straßen überwunden werden – trafen wir einen Frachtfahrer, der auf einem schweren Lastzug Tabak vom Osten der Kolonie zur Eisenbahn nach Lusaka brachte. Sechs Tage braucht er für diese gefahrvolle Fahrt durch ein gottverlassenes Land, auf der er nur ein paar indische Eingeborenen-Stores passierte. Er erzählte uns, dass er weiter östlich einen ganzen Tag lang aufgehalten worden sei, als eine riesige Herde Elefanten gemächlich seine Straße kreuzte. Über Nacht erst machen sie sich aus dem Staube und gaben ihm die Straße wieder frei. Er habe allerhand Ängste ausgestanden, denn mit seinem schwer beladen Anhänger konnte er weder umdrehen noch rückwärts fahren. So blieb er einen Tag lang auf seinem Führersitz gefangen, denn auszusteigen traute er sich auch nicht; erst kurz zuvor hatten bei einer ähnlichen Gelegenheit die Elefanten erobert den schweren Lastzug einfach von der Straße gekippt.



Oben: Der Küchenwagen auf Johanns Luxussafari (© Mathias Wittlinger)



Oben: Und so sieht die Strecke heute aus (Great East Road in Zambia)

Eine solche Geschichte war natürlich ein gefundenes Fressen für unsere Safari-Journalistin, die sich allmählich den Spitznamen „Die Pest“ zugezogen hatte, denn von früh bis spät stakete sie mit Notizblock und Bleistift herum, um alles, was nicht niet und nagelfest war, zu interviewen. Sie schrieb nach ihrer Behauptung für Johannesburg und Londoner Blätter, jagte von jeder erreichbaren Telegrafestation Telegramme in die Welt



Hupe Verlag-Newsletter 2020-06

und fand jeden Bären, den man ihr aufband, „*extremely interesting*“. Alles flüchtete, wenn sie auftauchte, und jeder atmete leichter, wenn sie endlich wieder schreibmaschinenklappernd in ihrem Auto Platz genommen hatte. Aber selbst für die „Pest“, freche Safarischwindler und lärmende Tunichtgute wurde ich vollauf entschädigt, als wir an den Viktoriafällen eintrafen.

Drei Tage lang war uns an den Fällen Aufenthalt vergönnt, drei Tage von denen ich anderthalb mit einem nur knapp unterdrückten Malaria-Anfall im Bett bleiben musste, denn ich hatte mir, müde des ewigen Safari-Lärms, eine kleine Hütte gemietet, wie sie die



Oben: Viktoriafälle (berühmtes Gemälde von Thomas Baines)

rhodesische Regierung für Autowanderer unter dicken, kühlen Rieddächern im Stile der Eingeborenenhütten aufgebaut hatte. Schwer nur entschloss ich mich, der Safari noch einige Zeit treu zu bleiben. Ich hatte nur einmal die großen Paviane mit ihren Jungen im Arm oder auf dem Rücken durch die Wasserschleier am Grunde der Fälle springen sehen, war nur einmal im schwankenden Kanu durch die Schnellen oberhalb der Fälle gesaust, und hatte nur einmal die dicken Hippopotami mit ihren überfütterten Babys im Uferschlamm und Röhricht des

Unten: Schönheitsschlaf der Flusspferde



Hupe Verlag-Newsletter 2020-06

dunkelgrün dahineilenden Sambesi bei ihren plumpen Spielen belauscht. Auch Giraffen hatte ich nur einmal fotografiert, Zebras, Gnus und Leierantilopen, an die man sich hier dicht heranschleichen konnte, denn das Gebiet im Umkreis der Fälle ist zum Pflanzen- und Wildreservat erklärt, sodass die scheuen Tiere viel von ihrer Furcht verloren haben.

Wieder hatte uns der endlose Busch aufgenommen. In Lusaka, der neuen Hauptstadt Nord-Rhodesiens, schlugen wir unser Lager sozusagen mitten auf dem Marktplatz auf, von der tief beeindruckten Bevölkerung weidlich bestaunt. Hier stieg auch endlich der lang ersehnte „Safaritanz“, bei dem sich die allgemein erschöpfte Fröhlichkeit zu so brüllender afrikanischer Wildheit steigerte, dass die schüchtern herumstehenden Eingeborenen vor Neide erblassten. Ich hatte mich an diesem Vergnügen nicht beteiligt. Einer musste schließlich die leicht beschädigte Würde des weißen Mannes hochhalten!

Das pausenlose Geschüttel über schlechte Straßen, der dauernde Kampf um Waschwasser, Mittagessen, Kampfbetten, Zelte und gegen Moskitos – nur ich Urwaldspezialist erfreute mich als einziger eines Mückennetzes – die tägliche Chininschluckerei, all das hatte allmählich die Nerven der Passagiere sowohl wie der Fahrer, Köche und Mechaniker zum Zerreißen gespannt. Der Koch, der sich über meinen unnachsichtigen Krieg um Rasierwasser giftete, goss mir zur Strafe kochende Brühe über die Beine, worauf die als Krankenschwester verkleidete Freipassagierin herbei sauste, um mir die rot angelaufenen Waden mit Öl und Salbe zu bestreichen. Am gleichen Tag hatte der Koch eine erregte Auseinandersetzung mit Mynheer van Gelderen, weil dieser es sich nicht gefallen lassen wollte, in Gemeinschaft mit den anderen Passagieren als „verdammte Kühe“ beschimpft zu werden. Und Senjorita kam überhaupt nicht mehr aus Ihrem Auto und erklärte jedem, der Wert darauf legte, dass sie ihn, die ganze Safari und überhaupt Gott und die Welt aus grimmigen Herzen hasste. Dem Mister Townsend aus Plymouth hatte der Safari-Leiter erklärt, dass er ja mit der Bahn gondeln könne, wenn ihm das Essen auf der Safari nicht passe. Und Mister Meierbeer gründete einen Club der Unzufriedenen, um nach der Rückkehr die Safari-Gesellschaft wegen nicht gelieferter warmer Bäder und Mittagessmalzeiten auf Schadenersatz zu verklagen.

Und dennoch konnte ich nicht begreifen, mit welchem Gleichmut trotz allen offenen und noch mehr heimlichen Protestes, die Südafrikaner, Australier, Kanadier die böartigen Zumutungen über sich ergehen ließen. Kein Europäer würde sich Ähnliches gefallen lassen. Der einzige von uns allen, der niemals aus der Ruhe geriet und der den ganzen Safarizauber gründlich zu genießen schien, war der 70 Jahre alte Jan Potgieter. Er hatte es in seinem langen, arbeitsvollen Dasein vom armen Frachtfahrer in Transvaal zum reichsten Rasseviehzüchter in Natal gebracht und war, „bevor ich zur Hölle fahre“, wie er sich ausdrückte, noch einmal in die Wildnis gebräut, um auf moderne Weise alte Jugenderinnerungen aufzufrischen. Er konnte sich nicht genug daran tun, jedermann zu beteuern, wie ungeheuerlich sich die Wege gebessert hätten, seit er mit seinen 16 Ochsen Mais von Bloomfontein nach Leydenburg gefrachtet hätte. Guter, alter Potgieter! Hoffentlich haben sie ihn inzwischen nicht in den Graben gefahren, sondern sicher nach Hause geschafft, denn er war nicht mehr sehr gut zu Fuß. Er hatte eine Freundschaft fürs Leben mit dem beinahe ebenso alten Mister Dixon geschlossen, der aus der



Hupe Verlag-Newsletter 2020-06



Oben: In den 1930ern waren Siedler in Afrika oft kauzige Typen

Tiefe seines safariüberdrüssigen Herzens andauernd; „*I saw him die!*“ – „*Ich sah ihn sterben!*“ vor sich hin sang, ihn, „cock robin“ nämlich, den Rabenhahn aus dem englischen Volkslied. „Ich sah ihn sterben“ wurde so zur allgemein anerkannten, galgenhumorigen Nationalhymne der Safari.

Weiter und weiter nach Nord-Nordosten! Fort Jameson blieb zurück, wo die wenigen weißen Bewohner mit atemlosem Staunen unsere ausnahmsweise einmal vorbildlich funktionierende elektrische Lichtanlage besahen, während sie sich alle noch mit Petroleumlampen begnügten.

Ich traute meinen Augen nicht, als jenseits der Grenze von Nord-Rhodesien in Nyassaland der Busch sich immer grüner und grüner zeigte, blaue, strahlende Berge auftauchten und uns auf guten Straßen durch ihre Schluchten leiteten. Und plötzlich breitete er sich blitzend vor uns aus, der tiefblaue Nyassasee, groß, nicht abzusehen wie das Meer, aber voll von süßem Wasser, das man ungefährdet trinken konnte, und in dem man vor allen Dingen stundenlang baden durfte, ohne je genug davon zu bekommen.

Mein Entschluss stand fest! Sollte ich nach drei Tagen schon diese Hülle und Fülle von reinigenden Wasserfluten aufgeben, um mich von der „Luxus Safari“ weiter durch Schwindel und Staub und unendlichen Ärger schleifen zu lassen? Nein. Hier ließ ich die Gesellschaft sausen! Nie wieder Luxus Safari! Ich würde schon irgendwie weiterkommen. Afrika ist groß und meine Neugier unbegrenzt. Ohne Gewissensbisse machte ich mich mit französischem Abschied davon, der Nyassasee hatte es mir angetan!

ENDE !

